Nr. 227. — Zweites Blatt.

Stettiner Zeitung.

Sonntag, 27. September 1903.

Verantwortl. Redakteur: R. O. Köhler in Stettin.
Verleger und Drucker: R. Grassmann in Stettin, Kirchplatz 3—4.

Bezugspreis: vierteljährlich in Stettin 1 M, auf den deutschen Postanstalten 1 M 10 ₰; durch den Briefträger ins Haus gebracht kostet das Blatt 40 ₰ mehr.

Anzeigen: die Kleinzeile oder deren Raum 15 ₰, Reklamen 30 ₰.

Annahme von Anzeigen Breitestr. 41—42 und Kirchplatz 3.

Vertretung in Deutschland: In allen größeren Städten Deutschlands: R. Mosse, Haasenstein & Vogler, G. L. Daube, Invalidendank. Berlin Bernh. Arndt, Max Gerstmann. Elberfeld W. Thienes. Halle a. S. Jul. Barck & Co. Hamburg William Wilkens. In Berlin, Hamburg und Frankfurt a. M. Heinr. Eisler. Kopenhagen Aug. J. Wolff & Co.

Wann sollen wir mit dem Musik-Unterricht beginnen lassen?

(Nachdruck verboten.)

Berlin, 23. September.

Jüngst erregte der Aufsatz eines hervorragenden Mediziners, der dies so überaus wichtige Thema von der volksgesundheitlichen Seite aus beleuchtete, größeres Aufsehen auch in weiteren Kreisen. Es knüpfte sich eine längere Diskussion an die hier ärztlicherseits ausgesprochene These, daß es durchaus falsch sei, den musikalischen Unterricht in zu jungen Jahren beginnen zu lassen. Sicherlich ist mit dieser Frage ein Gebiet berührt worden, daß in die Interessensphäre fast jeder einzelnen Familie hineinragt. Gibt es doch, von unserem kleineren Mittelstande angefangen, kaum eine Familie, in der nicht mehr oder weniger auf die musikalische Ausbildung eines oder des anderen Sprößlings Wert gelegt wird. Die Eltern sind sich leider in den meisten Fällen sehr im Unklaren darüber, wann sie mit dem ersten Unterricht beginnen sollen. Häufig genug finden sie auch bei den eventuell in Frage kommenden Beratern nicht die richtige Belehrung. Der um seine Meinung gefragte Lehrer wird in vielen Fällen nicht objektiv genug denken, um die alleinige richtige Antwort zu erteilen. Er spricht eben, falls er weniger gewissenhaft ist, naturgemäß **pro domo**. Sein Gedankengang ist: je früher das Kind mit dem Unterricht beginnt, um so länger habe ich den Nutzen davon. Gott sei Dank gibt es auch genügend wirkliche Pädagogen, die keineswegs einem solch verfrühten Unterricht das Wort reden werden. Viele Eltern selbst neigen der Ansicht zu, daß es sicher das beste sei, schon recht früh, etwa mit sieben Jahren, mit dem Unterricht zu beginnen; denn auf diese Art würde dem Kinde das Klavierspielen, um dieses handelt es sich zumeist, viel mehr zur zweiten Natur; die Finger wären da noch viel gelenkiger, die technischen Fertigkeiten ließen sich im jüngeren Alter weit müheloser aneignen und was der leider weit verbreiteten Torheiten noch mehr sind. Diesen wenig klugen Leutchen stecken die schönen Geschichten von den Wunderkindern im Kopf, von dem sechsjährigen Mozart und dem neunjährigen Chopin. Vor einer solchen Auffassung kann jedenfalls nicht genug gewarnt werden. Es kommt selten bei solch jugendlichem Musizieren etwas Ordentliches heraus. In hundert und mehr Fällen ist es beobachtet worden, daß solche frühreifen Kinder in späterer Zeit durchaus nicht stichhielten. In einem Alter, wo andere, auf normalem Wege erzogene Kinder anfangen ihre Schwingen zu regen, sind diese sogenannten Wunderkinder körperlich und geistig schon abgearbeitet. Die Fälle, daß aus solchen Virtuosen in Kinderschuhen im weiteren Verlauf hervorragende Künstler wurden, wie man natürlich ursprünglich erwartet hatte, sind auffallend selten. In diesem Wunderkinder-Typus zeigt sich ja allerdings das Extrem der zu bekämpfenden Anschauungen. Aber gerade aus diesen besonders zu Tage tretenden krassen Beispielen läßt sich der beste Beweis für die unbedingte Schädlichkeit eines zu zeitigen Klavierunterrichts konstruieren. Im allgemeinen hat ja in unserer neuesten Zeit der früher so blühende Wunderkinder-Kultus abgenommen. Unsere Kunstbedürfnisse haben sich, Gott sei gedankt, überhaupt etwas mehr idealisiert (d. h. nur bei dem wirklich intellektuellen Teil unserer Gesellschaft). Das sensationelle äußerliche Virtuosentum, wie es sich früher in unseren Konzertsälen breit machte, nimmt nicht mehr den Raum ein wie ehemals. Die gastierende Primadonna erzählt heutzutage nicht mehr Logenplatzpreise von 100 Mark und mehr. In diesem Punkt haben die Wagner'schen Kunstanschauungen, die wir Modernen mehr oder weniger in uns aufnahmen, gründliche Wandlung geschaffen.

Doch zurück zum eigentlichen Thema! Wie ist es möglich, daß ein Kind im Alter von sechs bis sieben Jahren mit Sachen gequält wird, deren Bewältigung selbst dem Erwachsenen ein gut Teil physischer und psychischer Kraft kostet. Wenn das Kind kaum die ersten Begriffe des elementaren Schulunterrichts in sich aufgenommen hat, wenn seine geistige Spannkraft vollständig durch die stetig wachsenden Anforderungen des allgemeinen Bildungsganges in Anspruch genommen wird, sollte man alles vermeiden, um das junge Gemüt außerdem mit Aufgaben zu beschäftigen, die überhaupt noch außerhalb des bis dahin entwickelten geistigen Horizontes liegen. Bewegung und Luft, das sind die beiden Hauptfaktoren, die für das Entwickelungsstadium in dem Alter von sechs bis zehn Jahren von alleiniger Wichtigkeit sind. Das vor dem sechsten Jahre an völlige Freiheit gewöhnte Kind hat ohnedies damit zu tun, sich den plötzlich veränderten Lebensbedingungen, die das lange Sitzen und Aufmerken in der Schule mit sich bringt, anzupassen. Erst wenn sich der junge Körper ordentlich gekräftigt hat, wenn die geistige Tätigkeit des Zöglings gehörig geweckt und geschult worden ist, soll man mit solch nervenanspannendem Studium, wie es der Musik und besonders der Klavierunterricht nun einmal ist, den Anfang machen. Eine der am wenigsten erfreulichen Erscheinungen in unserem Musikleben ist die erschreckende Gedankenlosigkeit, mit der in so vielen Fällen von Männlein und Weiblein musiziert wird. Und das ist meist das traurige Ergebnis eines zu frühen Unterrichts. Das Kind kann in dem vorerwähnten Alter unmöglich seine Gedanken so konzentrieren, daß es bei den technischen Uebungen eine stete Kontrolle über die Finger auszuüben vermag. Es wird also von vornherein gedanken- und interessenlos üben. Die Tonleitern und Etüden werden ganz mechanisch, ohne irgend welches Bewußtsein von den Zweck dieser Fingertränierungen, gespielt. Die Folge davon ist, daß der Schüler zu Uebungen, die mit Aufmerksamkeit geübt, täglich nur etwa eine halbe Stunde erfordern, die dreifache Zeit gebrauchen wird, um den gleichen Nutzen daraus zu ziehen. Das Kind wird auf diese Weise unnütz gequält und ermattet gar bald in seinem Interesse. Es verliert schließlich die Freude am Unterricht und damit ist seine musikalische Zukunft besiegelt. Ist erst einmal der Widerwille geweckt, dann ist's in den weitaus meisten Fällen ein für alle mal vorbei mit der Liebe zum weiteren Unterricht. Aus solchen Leuten, denen man bei Zeiten das Klavierspielen verleidet hat, rekrutiert sich ein großer Prozentsatz unserer Klavierstümpern der Welt.

Das Alter von elf Jahren ist das richtige, um mit dem ersten Unterricht beginnen zu lassen. Genau läßt sich ja die Grenze nicht feststellen. Bei schwächeren Naturen wird noch etwas länger zu warten sein. Jedenfalls aber sollte man es möglichst vermeiden, vor dem vollendeten elften Jahr mit dem Klavierspiel anzufangen. Es ist dann noch nichts verloren. Die Finger sind ebenso gelenkig wie vorher, die Gelenke haben im Gegenteil größere Kraft und Elastizität bekommen. Die Auffassungsgabe ist eine intensivere und vielseitigere geworden und so braucht, falls der Schüler oder die Schülerin überhaupt ausreichendes Talent von Haus aus mitbringt, nicht befürchtet zu werden, daß der Unterricht ohne Erfolg bleibt. Bedingung ist natürlich auch in erster Linie ein guter Lehrer. Ihrer gibt es leider nicht so viele. Die Wahl des Lehrers ist gleichfalls ein Punkt, in dem vielfach schwer gesündigt wird. Doch das ist wieder ein besonderes Kapitel. Hier handelt es sich einzig darum, immer wieder zu betonen: Schonet die Kinder! Kein Klavierunterricht vor vollendetem elften Jahr!

Eine Elefantenjagd am Viktoria-See.

In der „Deutschostafr. Ztg.“ erzählt deren Chefredakteur G. v. Horn von einer Jagdexpedition, die er mit anderen Herren aus Dar-es-Salam an dem Viktoria-See auf Elefanten unternommen hat. Er schreibt u. a.: „Wenn Sie Ihre Abreise von hier einige Tage aufschieben, so haben Sie neben Gnus, Zebras und einer Masse größerer Antilopenarten auch Aussicht, Löwen, Elefanten und Kifaros vor die Flinte zu bekommen“, antwortete mir mein liebenswürdiger Gastgeber, Oberleutnant Baumstark, der Stationschef von Schirati auf meine Frage, ob in jagdlicher Beziehung bei Schirati was los wäre. Schon am nächsten Morgen um 6 Uhr brachen wir von der Station auf und marschierten an dem Dorfe des Sultans Mgono vorbei nach Ukirone, wo wir nach etwa 7stündigem Marsch eintrafen und unser Lager aufschlugen. Nach einem kleinen Imbiß und kurzer Rast begaben wir uns bereits Nachmittags in das nahe Jagdgelände. Am nächsten Morgen ging der Marsch bis Usimbite zum Sultan Hegera. Hier erlegten wir außer mehreren Antilopen auch ein Gnu und zwei Zebras. Jetzt befanden wir uns auch bereits in unmittelbarer Nähe der Mara-Niederung, dem Standort der Elefanten, unserem Hauptziel. Die von uns ausgesandten Leute hatten uns nochmals bestätigt, daß Elefanten tatsächlich dort seien, daß sich diese jedoch den Tag über in der wasserbedeckten Mara-Niederung versteckt hielten und nur Nachts und auch nicht jede Nacht an Land kämen, um gleich nach Sonnenaufgang wieder das kühle, mit hohem Schilf bedeckte Flußbett aufzusuchen. Die Umstände waren also nicht gerade günstig zu nennen, und mit ziemlich herabgeschraubten Erwartungen brachen wir am nächsten Morgen gegen halb 4 Uhr vom Lager auf, um unter Vorantritt von Laternenträgern uns der Führung einiger Eingeborenen der benachbarten Ortschaften anzuvertrauen, welche den Standplatz der Elefanten kannten. Wir kamen gegen 5 Uhr Morgens, als der Himmel im Osten sich eben zu röten begann, an der weiten, von einer dicken Nebelschicht bedeckten Mara-Niederung an, die sich in der Länge so weit das Auge reichte, und in der Breite etwa 20 Kilometer weit erstreckte. Der Wind stand außerordentlich günstig für uns, er kam schräg von der Wasserseite her von vorn. Hinter uns stiegen die bewaldeten Berge an und vor uns dehnte sich in unabsehbarer Weite das Ufer des Flusses aus. Nicht lange waren wir in dem hohen Schilfgras lautlos dahingeschritten, als einer unserer Führer plötzlich stehen blieb und unter größten Zeichen der Freude äußerte, daß eine Herde Elefanten soeben in unmittelbarer Nähe passiert wäre. Da wir jedoch weder Spuren noch sonst etwas entdeckten, so fragte ich verwundert, woher er das denn wisse, worauf er grinsend auf seine Nase deutend erwiderte, daß er es röche. Gleich darauf fanden wir dann auch 2—3 Elefantengänge, auf denen das hohe Schilfgras in einer Breite von etwa 2 Metern niedergetreten war. Jetzt erwachte bei uns mit Gewalt der Jagdeifer, denn es war ja ein großes Glück, daß die Elefanten überhaupt an Land und in unserer Nähe waren. Da es im Osten immer bedenklicher hell wurde, so tat Eile dringend not und wir liefen im Trabe die frischen Spuren entlang. Eben hatten wir den Rand einer kleinen Buschparzelle erreicht, als einer der Führer plötzlich einen kurzen Laut der Ueberraschung ausstieß und gleichzeitig auf eine große graue Masse hindeutete, welche etwa 1½ Kilometer von uns dicht am Wasser sich langsam von uns fortbewegte. Es waren die ersehnten Elefanten. Unvergeßlich war der Augenblick für mich, als ich nun das erste Mal in meinem Leben jene Menge des wertvollsten und prächtigsten Wildes in Freiheit vor mir sah und ich überließ mich eine kurze Zeit dem Genusse dieses seltenen Anblicks. Die Elefanten hatten sich unterdessen einer kleinen Waldparzelle dicht am schilfbewachsenen Flußufer genähert und wir waren ihnen bereits erheblich näher gekommen, so daß wir die einzelnen Stücke sowie das Heben der Rüssel und Klappen der mächtigen Ohren genau zu erkennen vermochten. Durch das fast mannshohe Gras gedeckt, näherten wir uns schnell den Elefanten, welche inzwischen in das kleine Wäldchen am Fluß getreten waren und fressend dort eine Weile verharrten. Die wahrscheinliche Rückzugslinie der Elefanten war naturgemäß ihr gewöhnlicher Aufenthaltsort, das tiefe Flußbett, wo sich die Tiere auch sofort in Deckung befanden. Wir standen also so günstig wie nur irgend möglich, nämlich unter Wind auf der unwahrscheinlichsten Rückzugslinie, welche die Elefanten bei dem Angriff unsererseits einschlagen konnten. Als wir bis auf 60 Meter herangekommen waren, blieben wir einen Augenblick halten. Die Elefanten, etwa 15—20 Stück, standen arglos und fressend innerhalb der kleinen Waldparzelle und ragten meist mit ihren mächtigen Leibern über die Kronen der Bäume hinweg. Etwa 4—5 junge noch unausgewachsene Elefanten befanden sich bei der Herde. Das Gesamtbild bot einen prächtigen Anblick dar. Wir standen jetzt einen Augenblick still und ich war dafür, jetzt zu schießen, denn wir waren gut gedeckt und die Elefanten schritten ganz langsam meist einer hinter dem anderen, mit ihren mächtigen Köpfen prächtige nicht zu fehlende Ziele darbietend. Mein Begleiter, der bereits verschiedentlich mit Glück auf der Elefantenjagd gewesen war, riet jedoch noch näher heranzugehen. Wir krochen bis auf 25 Meter an die gewaltigen Tiere heran; dann hielten wir noch eine kurze flüsternde Beratung, in welcher wir übereinkamen, gemeinschaftlich zunächst den einen starken Bullen aufs Korn zu nehmen. Jetzt knallte meine Büchse und auch gleich hinterher die meines Nachbars. Beide Schüsse hatten ihr Ziel, den Kopf jenes stärksten Bullen nicht verfehlt, denn man hörte deutlich den Einschlag des harten Stahlmantelgeschosses. Mit einem furchtbaren Satze hatte sich der getroffene Elefant herumgeworfen und sich nach unserer Richtung, woher die Schüsse gekommen waren, gewendet, dabei ein markerschütterndes Wutgebrüll ausstoßend und mit dem mächtig um sich schlagenden Rüssel die Stämme einiger Schirmakazien brechend; dann war das Tier jedoch zusammengebrochen. Nun begann aber auch unter die anderen Elefanten Bewegung zu kommen. Unter lautem Schnauben eilten die größeren Elefanten, Kühe und Bullen durcheinander mit hocherhobenem Kopf und fast senkrecht in die Höhe gestelltem Rüssel in unmittelbarer Nähe ihres getöteten Kameraden hin und her, um ihren Feind ausfindig zu machen. Dann ertönte ein gewaltiges Trompeten, daß das Zeichen des Leitbullen zum Rückzuge war, und die ganze Herde, voran die jungen Elefanten eilte in schwerfälligem Trabe dem schützenden Schilf des Flusses zu. Auch wir stürzten jetzt durch die Waldparzelle den Elefanten nach und kamen noch mehrere Male zu Schuß, wobei drei weitere Elefanten, welche sich allerdings bereits im Schilfwasser befanden, zusammenbrachen. Die übrigen Elefanten waren in dem hohen Schilf des Maraflusses verschwunden und nur das Brüllen der drei zum Tode verwundeten im Schilf zusammengebrochenen Tiere ertönte über die Wasserfläche. Dieser letzteren noch am selben Tage zu werden, gaben wir auf und überließen es den in der Nähe befindlichen Ortschaften, dessen Häuptlinge benachrichtigt wurden, die getöteten Elefanten zu bergen, die Zähne auszubrechen und zur Station zu bringen. Wir traten froh des unerwarteten Jagderfolges in gehobenster Stimmung den Rückweg in unser Lager an.“

Kunst und Literatur.

Im Verlage von Alfred Schall in Berlin erschien soeben „Kapellenberg“, ein Drama in 4 Akten von Robert Thomalla (Preis 2 Mk.). Der Verfasser führt uns nach Oberschlesien, in eine streng katholische Gegend, wo die „Lutherschen“ von den Bewohnern gemieden werden; hier waltet der katholische Pfarrer Milde seines Amtes, ein freidenkender Mann, der treu an seinem Glauben hängt, aber auch für Andersgläubige ein Herz hat und sich von allen Wühlereien und Umtrieben fern hält, welche mit der Religion nichts zu tun haben. Aber gerade dadurch wird er seinen Amtsbrüdern und vor allem dem fanatischen Erzpriester ein Dorn im Auge, sie agitieren gegen ihn, hetzen die Gemeinde auf und erreichen es, daß Milde seines Amtes entsetzt wird und zur Strafe nach dem Kapellenberg muß, einer Strafanstalt für „ungläubige“ Pfarrer, dort will man „einen echten Diener Gottes“ aus ihm machen. Es ist eine spannende Handlung, welche das Drama bietet und wir zweifeln nicht, daß sich dasselbe auch auf der Bühne wirksam erweisen wird.

In demselben Verlage erschien „Die Nächstenliebe als Staatsreligion“ von Ferd. Schlinska, diese Broschüre predigt Liebe und Frieden und enthält manchen beachtenswerten Hinweis.

Im Verlage der Musikalienhandlung von Hans Licht in Leipzig sind soeben zwei neue Kompositionen von Amanda Kaufmann erschienen, welche der Beachtung wert sind, denn sie zeugen von einem frischen, beachtenswerten Talent. Zunächst ist es eine „Sonate“ für Pianoforte (Preis 1,80 Mk.), welche einige prächtige Sätze enthält und sodann das Lied „Wie Du willst“ von Eugen Croissant, welches als Walzerlied für eine Singstimme komponiert (Preis 0,80 Mk.) sicher überall Anklang findet.

Als Heft 13 der „Bibliothek für Politik und Volkswirtschaft“ erschien im Verlage von Wilhelm Bänsch in Berlin „Staat und Katholische Kirche in Frankreich und in Preußen“ (Preis 1 Mk.) von P. Müllendorff. In vollständig unparteiischer und ruhiger Weise stellt darin der Verfasser Vergleiche an über die Behandlung der katholischen Kirche in Frankreich und Deutschland und liefert damit den Beweis, daß die Klagen über die Unterdrückung der Katholiken in Preußen in keiner Weise gerechtfertigt sind. Die Schrift Müllendorffs kommt gerade zur rechten Stunde; man muß sich mit ihr vertraut gemacht haben, wenn man das Zentrum bei den Wahlen ernstlich bekämpfen will, und dieser Kampf wird ja nicht nur direkt, d. h. in

Der Rauchwarenhandel.

Von Paul Kießig, Leipzig-Oetzsch.

Wir entnehmen nachstehenden Aufsatz der „Deutschen Export-Revue“:

Das Pelzwerk, schon zu Urzeiten vielfach Bekleidungszwecken dienend, hat seine rechte Bedeutung erst im Fortschreiten der Kultur gefunden. Und so ist heute Pelzwerk ein fast unentbehrlicher Faktor im Bekleidungswesen geworden. Daraus hat sich im Laufe der Zeit die jetzt so blühende Pelzwarenindustrie entwickelt, die sich zusammensetzt aus dem Rauchwarenhandel (Beschaffung des Rohmaterials) einerseits und der Pelzverarbeitung (Kürschnerei und Konfektion) andrerseits. „Rauchwaren“ ist die Bezeichnung von Pelzwerk in unbearbeitetem Zustande, wie solches in die Hände der Kürschner gelangt. Der Zentralpunkt für den Welthandel in Rauchwaren ist Leipzig. Einmal wegen dem Handel selbst, dann aber auch wegen der dort domizilierenden Rauchwarenzurichterei und Färberei. Ebenfalls sehr wichtige Zentren für den Rauchwarenhandel bilden die Londoner Rauchwarenauktionen und die russischen Messen und Märkte zu Nishnij-Nowgorod und Irbit. Die Entwicklung des Rauchwarenhandels in seiner heutigen Bedeutung datiert aus der Zeit des siebzehnten Jahrhunderts, und zwar durch Bildung der noch jetzt bestehenden Hudsonsbay-Compagnie, welche den Fang und die Veräußerung der kanadischen Pelztiere monopolisierte. Diese vorzüglich organisierte Gesellschaft versorgt nicht nur ihren heimischen, sondern fast den gesamten kontinentalen Pelzkonsum in amerikanischen Artikeln. Der Verkauf der Produkte erfolgt im Wege großer Auktionen in London, und zwar im Monat Januar hauptsächlich für Biber und Bisam, im Monat März für die übrigen Pelzsorten. Außer der Hudsonsbay-Compagnie bestehen in Amerika noch andere Pelzhändlervereinigungen, die ihre Produktion ebenfalls in London (durch die Firma C. M. Lampson u. Co.) versteigern lassen, oder dieselben Londoner oder Leipziger Auktionshäusern zum freihändigen Verkauf übergeben. Auf den Londoner Rauchwarenauktionen kommen Käufer aus allen Pelzkonsumländern zusammen; auch die Amerikaner selbst müssen dort ihre Einkäufe bewirken. Der Preisstand der amerikanischen Pelzwaren wird sonach auf den Londoner Auktionen für den gesamten Welthandel stipuliert.

Für russisches Pelzwerk sind, wie schon bemerkt, die Orte Irbit und Nishnij-Nowgorod in Rußland die wichtigsten Märkte. Der erstere findet in der Zeit von Mitte Februar bis Anfang März, der letztere im August jeden Jahres statt. Auf diesen Märkten stellen die russischen Händler ihre durch Agenten in den weitverzweigten Pelzgebieten zusammengekauften Pelzvorräte zum Verkauf. Die Hauptinteressenten auf den genannten russischen Märkten sind die Leipziger Rauchwarenfirmen, die nicht nur große Erwerbungen in russischem Pelzwerk vornehmen, sondern auch amerikanische Artikel, sowie europäische Landware daselbst verkaufen. Die übrigen Pelzbedarfländer, einschließlich Amerika, kaufen russische Pelzwaren meist über Leipzig, weil daselbst die Zurichtung sowie Färbung der Pelzfelle eine rationellere ist. Die Pelzproduktion aus andern Ländern geht meist durch Vermittlung des Leipziger Rauchwarenhandels in den Konsum über.

Das Pelzwerk im rohen Zustande, wie solches aus den Produktionsländern auf den Markt kommt, also die eigentlichen Rauchwaren, bedarf einer sehr sorgfältigen Zubereitung, um dasselbe einmal für seine Verwendung geeignet zu machen, andrerseits, um demselben ein besseres Aussehen zu geben. Die Pelzfelle in rohem Zustande sind nämlich meist hart und unelastisch. Außerdem sind diese leichter dem Verderben ausgesetzt. Diesem Uebelstand wird durch die sogenannte Zurichtung begegnet. Während früher die Kürschner diese Prozedur, und zwar auf ziemlich umständlichen Wege selbst ausführten (die Felle kamen in erwärmte kupferne Kessel, welch letztere in Bewegung gehalten wurden), wird jetzt diese Vorarbeit den mechanisch arbeitenden Rauchwarenzurichtereien überlassen. Wie schon angedeutet, hat auf dem Gebiete der Rauchwarenzurichterei und Färberei Leipzig das Uebergewicht gewonnen. Die dortselbst bestehenden Fabriketablissements sind mit den neuesten technischen Einrichtungen ausgestattet, die die Zurichtung der Ware besser und leichter, als auf manuellem Wege ermöglichen. Der Vorgang ist kurz folgender: Zunächst werden die Pelzfelle entfleischt, d. h. die daran haftenden Fleischteile entfernt, dann werden die Felle in fließendem Wasser gespült und zwar innerhalb sich fortwährend drehender Tonnen. Hierauf machen die Felle eine Art Läuterungsprozeß durch, dergestalt, daß dieselben in rotierende Fässer mit Sägespänen gelangen. Nach der Läuterung wird die Ware von etwa anhaftenden Sägespänen gesäubert und ausgeklopft. Hierneben machen sich noch einige andre kleinere Manipulationen nötig. Durch die gedachte Zurichtung wird das Aussehen der Pelzfelle ein viel gefälligeres als vorher, wie auch dieselbe das Färben der Felle erleichtert. Ein Teil des Pelzwerkes geht in naturellem Zustande in den Konsum über, während der andre erst durch die Hand des Färbers das von den Verbrauchern gewünschte Aussehen in der Farbe erhält. Im allgemeinen ist die dunkle Färbung von Pelzwerk bevorzugt, wohingegen unter den Naturfellen die heller gezeichneten überwiegen. Der Rauchwarenfärberei bleibt es nun vorbehalten, hier einen Ausgleich zu schaffen. Die verschiedenen Färbereien sind meist auf bestimmte Spezialitäten eingerichtet, beispielsweise auf das Färben von russischen Lammfellen (Persianern). Auch in der Färberei ist an die Stelle der früheren manuellen Bearbeitung durch den Pinsel bezw. Eintauchen in eine Färbemasse der mechanische Betrieb getreten. Die Handhabung des letzteren geschieht auf zweierlei Art, entweder durch Aufstreichen von Farbe mittels Bürsten oder Pinsel auf das Oberhaar (Blendmanier), oder durch Eintauchen der Felle in eine Farbbrühe von Gallus 2c. (Tunkmanier). Bei letzterer werden die Felle gleichzeitig gegerbt und damit widerstandsfähiger gemacht. Die gefärbten Felle werden dann in geheizten Räumen getrocknet und hiernach auf großen Bürstenwalzen gereinigt. Hierauf kommen die Felle nach Befinden in die Schermaschine, die etwaige Unebenheiten der Haare beseitigt. Das Färben der Rauchwaren verfolgt aber nicht nur den Zweck, das Aussehen des Pelzwerks zu verbessern, sondern dient auch dazu, Imitationen edler Pelzgattungen zu erzeugen. Beispielsweise werden Rotfüchse als teure Silberfüchse imitiert. Bevorzugte Modefarben sind zurzeit Skunks-, Alaska-, Nerz-, sowie Zobelfarben.

Welche Bedeutung dem Rauchwarenhandel innewohnt, erhellt daraus, daß in Leipzig eine ganze Straße, der „Brühl“, fast ausschließlich Firmen dieser Branche beherbergt. Eine Eigenart dieser Straße sind die Höfe bezw. Durchgänge, in denen vom Erdgeschoß an bis in die obersten Stockwerke sich Lager an Lager in Rauchwaren befinden. Der Uneingeweihte sieht es diesen meist dunkeln, winkligen Höfen nicht an, daß hier Pelzwaren von beträchtlichen Werten lagern. Charakteristisch an dem „Brühl“ ist der Umstand, daß daselbst — bildlich gesprochen — das Geschäft auf der Straße gemacht wird. Das Gros der meist jüdischen Händler ist nämlich immer auf der Straße anzutreffen. Auf dem Brühl treffen sich Pelzkäufer aus aller Herren Länder und zwar hauptsächlich während der Leipziger Ostermesse. Die Hauptkäufer für Pelzwaren vom Auslande sind Nordamerikaner und Kanadier, Engländer, Franzosen, Russen, Skandinavier. Die Ausländer bewirken ihre Aufkäufe meist mit Unterstützung der in Leipzig domizilierenden Kommissionäre, welch letztere über das Angebot der einzelnen Firmen informiert sind. Der Rauchwarenhandel umfaßt einige große Häuser, die alle Pelzsorten führen, während wiederum andre Firmen nur mit einer bestimmten Pelzart, z. B. russischen oder amerikanischen Artikeln handeln. Schließlich gibt es noch sogenannte Spezialgeschäfte, welche nur einen Artikel führen, z. B. Bisam, Feh usw. Die größeren Rauchwarenfirmen geben von Zeit zu Zeit Kataloge über ihre Waren heraus. Neben den Effektivgeschäften kommt es im Rauchwarenhandel auch vielfach zu sogenannten Tauschgeschäften, dergestalt, daß eine Firma einen bestimmten Artikel an eine andre abgibt und dafür andres Pelzwerk in Natura übernimmt. Da Pelzwerk in hohem Grade von der Mode abhängig ist, so nimmt die „Spekulation“ regen Anteil am Rauchwarenhandel.

Die wichtigsten Pelzarten sind: A. Amerikanische Artikel. Bisam, Fell mit feinem seidenartigem Unterhaar, Chinchilla, gleichfalls sehr feines Pelzwerk, in echten und sogen. Bastardfellen, Rotfüchse werden hauptsächlich zu Schweifen für Halsboas verwandt; Kreuzfüchse, sehr feines, langes Haar, deren Rückenfell häufig als Ersatz für den kostbaren Silberfuchs dient; amerikanische Zobel, eine Marderabart, sehr feine dunkle Felle, kommen namentlich von der Hudsonsbay; Nerz oder Nörz, edles Pelztier, von schöner Farbe und dauerhaftem Haar; amerikanische Opossum, wird viel zu Imitationen besserer Pelzarten benutzt; Ottern, ein sehr dauerhaftes Pelzwerk, werden viel gerupft und gefärbt, um Biberseehunde zu imitieren; Schuppen (Waschbär), blaugraues, feines Pelzwerk, sehr dauerhaft; Seals (Biberseehund), feines und beliebtes Pelzwerk, namentlich die von der Westküste Südamerikas stammenden, deren Fang monopolisiert ist; Skunks, glänzendes Pelzwerk von schwarzer Farbe. B. Russische Artikel. Persianer (Lammfelle), schwarzes Pelzwerk von kräftigem, aber feinem Haar, sehr lockig, deren beste Felle kommen aus der Bocharei und der Ukraine; Astrachans, auch Treibel oder Karakul genannt, Fell ähnelt dem Ziegenhaar, stark glänzend, beliebt sind namentlich Felle mohairartigen Charakters; Breitschwänze, das sind Felle von meist ungeborenen Lämmern, dieselben haben ein sehr feines Haar von hohem Glanz; russische Zobel, sehr vornehmes Pelzwerk von graubraunem bis zu graublauem Aussehen, diese Felle sind sehr teuer, weil immer seltener werdend, sehr kostbar sind namentlich die blaudunkeln Sorten; Feh (sibirische Eichhörnchen) werden teils zu Futter, teils zu Boas benutzt; Hermelin (russische Wiesel), Fell von weißer Farbe, ist momentan sehr gesucht und teuer. C. Verschiedenes Pelzwerk. Japanische Füchse, zu Futterzwecken und Imitationen benutzt; Löwen-, Leopard- und Tigerfelle werden zu Wagen- und Zimmerdecken benutzt, erstere werden immer seltener und gute Exemplare daher teuer bezahlt; französische Kanin, mit dickem Haar von schöner Farbe. D. Landware. Steinmarder, schöne dunkle Felle kommen namentlich aus Bosnien und Griechenland, werden vornehmlich von Amerika viel gekauft; Edel- oder Baummarder, Felle von feinem Haar in bräunlicher Farbe, gesucht sind Krainer Marder; Katzen, sehr beliebt sind die schwarzen Felle in rauhen Sorten; Iltis, sehr dauerhaftes Pelzwerk.

Wie schon bemerkt, unterliegt Pelzwerk stark dem Einfluß der Mode. Ein Beispiel hierfür liefert die Boamode. Während vor zwei bis drei Jahren zu den Halsgarnituren für Damen ganze Felle z. B. Füchse getragen wurden, bestehen die Boas jetzt aus zusammenhängenden mehreren kleinen Schweifchen von Fuchs oder Feh. Ein weiteres Beispiel hat man an Hermelin. Vor ungefähr zehn Jahren noch ganz vernachlässigt und für billiges Geld zu haben, ist Hermelin jetzt sehr begehrt und daher im Preise gewaltig gestiegen.

Vorstehende Ausführungen lassen erkennen, daß der Rauchwarenhandel für den gesamten Pelzkonsum von hoher Bedeutung, und Leipzig in der Tat die wichtigste Stätte für die Rauchwarenindustrie ist. Für die Bedeutung des Leipziger Rauchwarenhandels spricht schon der Umstand, daß im vergangenen Jahre allein nach den Vereinigten Staaten von Amerika rund 2 650 000 Dollar Pelzwerk ausgeführt worden ist. Wer also Pelzwerk irgendwelcher Art zu kaufen sucht oder zu verkaufen hat, wird in der sächsischen Handelsmetropole nach jeder Richtung hin Befriedigung finden. Der Verbrauch von Pelzwaren im eigenen Lande ist ebenfalls ein ganz erheblicher, nicht nur seitens der Kürschner, sondern auch seitens der Konfektion.

den Kreisen des ultramontanen Besitzstandes geführt, sondern überhaupt in Preußen, wo freiheitliche Kultur und rückschrittliche Unduldsamkeit auf geistigem Gebiet den Gegensatz ausmacht. Auf die einzelnen Kapitel der Schrift möchten wir hier nicht eingehen, dazu fehlt der Raum. Aber empfehlen wollen wir lebhaft, daß dies eingehende Stadium nirgends verabsäumt wird. Dann ergibt sich das wahre Bild hüben und drüben von selbst.

Wereschtschagin, Quer durch die Mandschurei, in den Kämpfen gegen China 1900 bis 1901. Feldzugserinnerungen und Erzählungen, aus dem Russischen von Ullrich, Leutnant im Infanterieregiment Freiherr von Sparr (3. Westf.) Nr. 16. 209 Seiten 8° brosch. Preis 2 Mk. Mülheim am Rhein, C. G. Künstler Wwe. Oberst Wereschtschagin, der nach der Mandschurei in der Zeit ihrer Eroberung durch die Russen zur Kontrollierung des Verpflegungswesens geschickt wurde, beschreibt in seinen Feldzugserinnerungen und Erzählungen das von ihm besuchte Gebiet, welches zumeist landschaftlich ergiebiger Boden ist, und schildert das Wirken der russischen Truppen, sowie das Leben der Offiziere. Mit großer Sachlichkeit und für russische Verhältnisse erstaunlichem Freimut gibt der Verfasser seine Erlebnisse wieder, so daß der Leser des künstlerisch geschriebenen Buches über die Art russischer Eroberungspolitik ein anschauliches Bild erhält. Wie eine Naturgewalt wälzt sich Rußlands Macht über die Schneefelder der Mandschurei, alles zermalmend, was im Wege steht. Was den Russen das Leben der Chinesen wert ist, zeigt ihr Verfahren mit den Einwohnern von Blagowestschensk, die von den Kosaken aus ihrer Stadt nach dem Amur zu vertrieben wurden und, da gerade keine Boote zum Uebersetzen vorhanden waren, einfach ertranken. Schauerlich wirkt die Erzählung einer Dampferfahrt auf dem Amur, wo die Leichen der 10 000 ersäuften Chinesen, Männer, Frauen und Kinder, aus dem Strome auftauchen, oder auf den Sandbänken liegend, verwesen. Trotz der erzählten Rohheiten der sonst so gutmütigen Kosaken, die, wenn sie Schnaps getrunken haben, die Chinesen zum Vergnügen über den Schädel schlagen, geht durch die Schilderung ein Hauch von bezwingender Größe. Man fühlt, daß sich in den Erlebnissen Wereschtschagins das Volk selbst widerspiegelt, das tapfere, gutmütige, aber halbwilde Erobererrvolk der Russen.

Fiffig bei „Aga"

oder:

Die Lösung des Rätsels.

Stettin, 25. September.

Von unserm Mitarbeiter, dem Schneiderlehrling Fiffig, erhalten wir folgende Zuschrift:

Geehrter Herr Rehdaktöhr!

Was das Ibernatirliche sin tut mit seine Nichterklärbarkeit is mich schon in die Jugend als klener Junge nich akzaktabel jewesen von wejen die Ofklährung, was mich in die Muttermilch mit ingesuckelt is. Was der schwarze Mann war von wejen jraulich machen, war for mir nich un was en Schornsteinfeger war, war for mir Freind von wejens Nichfortlofen. Was die Geschichte is von das Storch mit's Kinderbringen war for mir Ammenmärcherlich von wejen's Nichtdasin im Winter und doch Kinder kommen. In die Schule war for mir das Naturwissentliche die Hauptmatematik un allens, was Rätsel waren, das löst Fiffig of von wejen das Scharadenhafte. Was in die Jugend war is bei's Alters werden geblieben un allens, was in's Jeheimnißvolle rejulieren tut, wird von mich mang die Lupe jenommen von wejen die Ofklährung. Was das „Mächen ohne Unterleib" jewesen is, is von mich ofjedeckt von wejen die Spiegelei, was die „Dimonstrirung enes Mächens in ene Rose" war, war for mir nich jeheimnißvoll un die „lebende Sfings" war for mir kene Sfings nich von wejen allens wissen. Was nu in die Zentralhallen sin tut, kommt en Mächen for, was sich „Aga" nennen tut un sich for Geld sehen läßt von wejen so tun „als ob se schwebt" un was en Rätsel sin soll, was Kener nich löst un sich allens den Kop driber zerbrechen tut von wejen's Schweben mang die Luft. Das war was for mir zur Nachforschigung for's Jeheimnißvolle von wejen die Erjründung, was kener nich raus kriegen soll. Was ener war, der mente, das Mächen wäre hypnothisirt in's Medienhafte un er schrieb an die Polizei von wejen das Gesundheit nachträgliche un von wejen strafbare Untersuchung, aber was die Untersuchung war, war nischt, das Mächen hatte kene Hypotreuse nich. Was men Meester is, tut, als en Urstettiner, allens, wo er nich Ofklährung haben tut, for Mumpitz halten, och die „Aga". Was Frede sin Sohn is, hat was jelesen von ene Puppe un ment nu, Aga sei's och von wejen's Ofpusten un Hochfliegen, un was der lange Ladenschwung is von die Ecke, ment, es wär ken Mächen nich, blos ne bemalte schweinerne Blase mit Gasometerfüllung von wejen's Schweben. Was wieder die Meestern is, die tut schwören, „das Mächen hängt an die Strippe", un die schnoddrige Ida, was unsre Nichte sin tut, die hat bei's Stuhlwackeln den Draht an die Stuhlbeene jesehn un bei's schweben ene Stange an die Seite von wejen die Hebkraft mit's Jleichjewicht. — Bei die alljemeine Zerbrecherei von die Köppe, wollte ich mir durch eigne Ogenscheinlichkeit von das Rätsel seine Urspringlichkeit überzeugen tun von wejen die mich einjeborene Ofklährungssichtigkeit — ich also hin un Liesing, das Mächen, was jetzt en Oge of mir jeworfen hat, die immer mit von wejen Unterstitzigkeit bei's kicken. Was die „Aga" war, kam of die Bühne un der unternehmende Mann, was man ins Artistische „Im-Preß-ahr-i-oh!" nennen tut, fuchtelte mit die Hände, un was „Aga" is, klapperte mit die Ogenwimpern von wejen's Umfallen in Leblosigkeit un in's Steife, wo man drof sitzen tut. Nu deklariert man Agan in en Kasten, was oben offen is un nu jing's los von wejen die Schweberei in die Höhe, wo sie hängen blieb von wejen die elektrische Balangse ohne Mechanik un wo der Reifen um sie rum, kene Widerständlichkeit nich finden tut. Was Liesing war un ich fingen och schon an mit's Zerbrechen von die Köppe von wejen's Nichtrauskriegen, aber wo Fiffig wieder mal ene fiffige Idee haben tut. „Liesing, sag ich zu's Mächen, was mir liebt, „Liesing, du drickst dir bei Agan ran, was schwebende Mächen is, un interfiffst se, was in's Schurnalistische gebräuchlich sein tut. Aga is man och blos en Mächen, un en Mächen kann kene Jeheimnisse nich in's Innerste bewahren tun von wejen's Herzabdrücken." Liesing, was mir liebt, trifft och Agan im Tunnel, wo sie jar nich mehr rätselhaftig aussehn tut un ißt un trinkt, als wenn's jar ken Rätsel nich wäre. Liesing fängt nu an in's Mächenhafte zu erzählen von's Wetter, dann von die jungen Männer, was nischt zu trauen is von wejen die Liebe un schlängelt sich nu so langsam in die Rederei in's Vertrauen bis zu die Schweberei ran von wejen's Jeheimniß. Was Aga is, die merkt den Braten, weil sie gerade welchen aß, sie klapperte mit die Ogenwimpern, was wieder in's Rätselhafte jriff un dann fällt se in's Poetsche, was aber nich von ihr war, sondern vom ollen Jöthe: „Heiß mir nich reden, heiß mir schweigen, denn mein Jeheimnis is mich Pflicht, ich mechte dich mei janzes Innre zeijen, allein das Schicksal will das nich." — Nu hatte ich mir och schon ranjeschlängelt un stellte mir Agan als „Hans Fiffig, anjehender Talljöhr un schriftstellerischer Volonthär" vor, was enen Indruck of ihr nich verfehlen tat von wejen's Preßhafte. Weil das Mächen, was „Aga" war, mit Jöthen ofjewartet hatte von wejen's Jeheimniß, bediente ich ihr mit was von Schillern, was mein Lieblingsdichter sein tut un sage mit Fiasko, was der Moor von Genua war: „Was die Jeheimnisse von's Kabinet sein tun, stecken sich gern in die Falten enes Weiberrock's!" — Was soll ich Sie sagen, als „Aga" von die Falten im Weiberrock hören tut, wird se blaß un dann immer blasser un weiß wie en Kreidefels, un was die Beene sein tun, die kriegen's schlottern. Liesing, was mir liebt, kiekt mir verdächtiglich an von wejen's Ogenzwinkern, un ich konnte mir schmeicheln, was die Lösung is von's Rätsel ofgebuddelt zu haben. Was das janze jeheimnißliche is, liegt in die Kledasche mit die Spirale vor'm Reifen durchzuziehn, wobei och das „Im-Preß-ahr-i-oh" seine Beteiligung haben tun tut. Was en geibtes Schneideroge is, wie mein's, muß das jleich entdeckigen. Was nu das and're is von wejen den Zusammenhang un die Beweglichkeit for's schweben, das jeehrter Herr Redaktöhr, mögen sich, was Ihre Leser sein tun, selber zusammen inkliniren von wejen's Nachdenken un's Inspiriren, wenn sie zu Agan mang die Zentralhallen gehn tun. Un wenn se allens raus haben, kennen se sich melden von wejen die Erforschung, was die Richtigkeit is, bei Ihren Hans Fiffig.

Den Besuch Fiffig's in den Zentralhallen bestätigt R. O. K.

Abenteuerliche Fürsten.

Im Pariser „Gaulois" plaudert Robert Mitchell über abenteuerliche Könige und Kaiser, wozu ihm der Fall Lebaudy Anlaß gibt:

„Dieser Jacques Lebaudy" — schreibt er — „der sich plötzlich zum Kaiser macht und mit einem Lineal auf einem Blatt Papier die Lage und die Grenzen eines hypothetischen Reiches bestimmt, ist alles in allem ein nicht gewöhnlicher Mensch. Er stürzt sich mit seinem großen Vermögen in ein nicht alltägliches Abenteuer hinein, und ich halte seine Methode, das Geld zu vergeuden, für empfehlenswerter als die der Nichtstuer seines Standes. Ich teile die Ansicht jenes Philosophen, dessen Namen zu suchen ich nicht Zeit habe und der da weise sagte: „Man besitzt nur das wirklich, was man ausgibt."

Der Marquis von Westminster, der seine Millionen nicht zählen konnte, erwiderte einmal einem Manne, der sich über seine verhältnismäßig geringen Einkünfte beklagte: „Ich habe auch nur zwei Augen, zwei Ohren, zwei Beine und einen Magen. Was meine Augen sehen, sehen auch Ihre Augen; Sie hören dasselbe, was meine Ohren hören; gehen können Sie wahrscheinlich besser als ich, und Ihr Magen verdaut leichter als der meinige. Ich sehe also zwischen Ihrem Leben und dem meinigen nur einen einzigen ganz unbedeutenden Unterschied: Sie jagen bei den Anderen, während die Anderen bei mir jagen!" Jacques Lebaudy hat es satt bekommen, das etwas eintönige Leben unserer Millionäre zu führen; er wollte sich Zerstreuungen verschaffen, die mit seinen Mitteln besser im Einklang stehen, und proklamierte sich ganz einfach zum Beherrscher der großen Wüste.

Die Freude an heroischen Abenteuern war einst ein Hauptmerkmal unseres Nationalcharakters. Man las Dumas Vater und Gustave Aymard und träumte von Heldentaten. Man begeisterte sich noch bei der Erinnerung an jene herrlichen Zeiten, wo der Soldat mit der Spitze seines Degens ein Königreich eroberte, man betete Napoleon an, man schwärmte für Bernadotte. Ein Matrose, Bonnet, wurde König eines Malgaschenstammes, ein Marseiller, Girodon, übernahm den Oberbefehl über die birmanischen Truppen, schlug die Engländer und wurde Mitglied der Regierung des Staates unter dem berühmt gewordenen Namen D'Orgoni (Anagramm von Girodon). Der Seemann Cerizy und die Offiziere Selves und d'Armagnac organisierten das Heer Mehemet Ali's; ein früherer Trommler der kaiserlichen Garde gelangte, man weiß nicht wie, zum chinesischen Mandarinat. Aber der berühmteste dieser Abenteuersucher war der Graf von Raousset-Boulbon, der bald in Afrika, bald in Amerika auftauchte, rastlo umhergetrieben von einer Sucht nach dem Abenteuerlichen, Ungewöhnlichen, von einer Phantasie, die keine Wirklichkeit hätte zufriedenstellen können. In Mexiko wurde er verraten, verkauft, von seinen Anhängern im Stich gelassen und dann erschossen. Raousset-Boulbon schloß den heroischen Zyklus; nach ihm kamen jedoch einige Abenteurer, die ein besseres Schicksal hatten, wahrscheinlich weil sie etwas modernere Methoden zur Anwendung brachten.

Das originellste dieser verlorenen Kinder Frankreichs war Antoine-Orelie I., „König von Araukanien und von Patagonien". Antoine-Orelie de Tounens war ursprünglich Sachwalter in Perigueux; er ging nach Araukanien, wo ihn seine juridische Gelehrtheit sehr rasch populär machte. Er sprach Recht unter einem Baume, schlichtete Streitigkeiten, brachte Ordnung in das Leben der Araukaner (ein südamerikanischer Indianerstamm), die bis dahin ohne Häuptlinge und ohne Gesetze gelebt hatten, und als die Unabhängigkeit des Stammes von Chile bedroht wurde, ließ sich Antoine de Tounens zum König von Araukanien krönen, weil er glaubte, daß er als König den Chilenen mehr imponieren würde. Sein Unglück wurde das Parlament, das er in Araukanien eingeführt hatte, und das bald ein Herd wilder Kämpfe wurde — ganz wie bei uns. Dazu kam noch, daß sich die Chilenen von dem neugebackenen König durchaus nicht ins Bockshorn jagen ließen, und als er ihnen mit dem Code Napoleon in der Hand beweisen wollte, daß ihre Eroberungsgelüste ungerecht seien, machten sie ihm das Leben so schwer, daß er schleunigst nach Frankreich zurückkehren mußte, wo er noch einige Jahre vegetierte und dann im Hospital starb.

In Paris beschäftigte er sich nach seiner Heimkehr damit, für seinen Orden der „stählernen Krone" in der Presse Reklame zu machen. Er wollte Villemessant, den Herausgeber des „Figaro", für seine Sache interessieren, konnte aber bei seinem ersten Besuche nichts erreichen. Als er wiederkam, hörte er, wie der Diener Villemessant's zu seinem Herrn sagte: „Gnädiger Herr, der König von gestern ist wieder da. Soll ich ihn hinauswerfen?" Antoine I. besaß noch königliche Würde; er nahm seinen Hut und ging. Als er starb, hinterließ er das Königreich Araukanien seinem Sekretär Achille Fontaine, der sich Visitenkarten drucken ließ mit der Aufschrift: „S. M. Achille I., König von Araukanien und Patagonien, 7, Place du Trone." Achilles I. dachte aber garnicht daran, sein Königreich zurückzuerobern, und begnügte sich damit, aus seiner Souveränität hin und wieder einen kleinen Nutzen zu ziehen. Er handelte, gleich seinem Vorgänger, mit Orden, ließ sich „Sire" anreden, nahm von Leuten, die ihn respektvoll behandelten, gern ein Gläschen Schnaps an und prophezeite für 1905 den Sturz der französischen Republik. Der letzte Franzose, der „König" in einem „wilden Lande" wurde, hieß David de Mayrena und war, bevor er sich zum Könige des indo-chinesischen Stammes der Sedangs ausrufen ließ — Mitchell's Privatsekretär gewesen. David de Mayrena war ein herkulisch gebauter Mann, der sich allein gegen eine Armee geschlagen hätte, wenn es darauf angekommen wäre. Als er in Indo-China den Thron bestiegen hatte, war sein erster Gedanke, in Europa eine Anleihe aufzunehmen. Man scheint aber in Frankreich das „Königreich Sedang" nicht für sehr sicher gehalten zu haben, und der König mußte unverrichteter Sache in seine Staaten zurückkehren. Dort wurde er ermordet, nachdem ihm sein indo-chinesischer Schwiegervater die Krone entrissen hatte.

Eine Frühstücks-Betrachtung. Wir haben durchschnittlich 10—12 Stunden nichts zu uns genommen, wenn wir früh morgens aufstehen. Das ist die längste Ruhepause unseres Magens. Das erste Frühstück beendet diese lange Nachtpause und hat gleichsam die Aufgabe, unseren Magen auf die lange und angestrengte Tätigkeit, die er während des Tages entfalten muß, vorzubereiten, den Magen gleichsam für seine Tage-Arbeit zu stimmen. Das vermag aber nur ein mildes, wohlbekömmliches Getränk, ein solches, das den Magen leicht und mäßig anregt, ohne die Nerven aufzuregen und andere nachteilige Folgen mit sich zu bringen, ein Getränk, das ferner immer von stets gleichmäßiger, unzweifelhafter Güte ist. Der Bohnenkaffee, das eigentliche Frühstücks-Getränk der heutigen Kulturwelt, erfüllt in Wirklichkeit keine dieser Haupt-Bedingungen, denn, wird er stark zubereitet, so reizt er den Magen in übermäßiger, gesundheitsschädlicher Weise, bewirkt eine unnatürliche Beschleunigung und Abkürzung des Verdauungs-Prozesses und ist unseren Nerven und unserem Herzen höchst gefährlich; wird er dagegen dünn gekocht, so füllt er und überschwemmt einfach den Magen, ohne irgend welchen Nutzen zu bringen. Sein einziger Vorzug, der ihm auch nicht abgesprochen werden soll, ist sein eigenartiger Wohlgeruch und Wohlgeschmack. Nach diesem allen würde das Muster eines Frühstücks-Getränkes in jeder Beziehung dasjenige sein, welches das Aroma des Bohnenkaffees besäße, ohne einen einzigen seiner Nachteile aufzuweisen und welches zugleich genau den angeführten Bedingungen entspräche, die für das Haupt-Getränk einer der wichtigsten Mahlzeiten des Tages unerläßlich sind.

Existiert nun in Wirklichkeit schon ein solches Muster-Getränk oder ist es nur in der Phantasie der Hygieniker, Gesundheits-Apostel und Feinschmecker vorhanden? Es existiert und heißt — Kathreiners Malzkaffee. Dieses geradezu volllkommene Präparat besitzt in hohem Grade den eigentümlichen Duft und Wohlgeschmack des Bohnenkaffees. Durch ein eigenartiges, patentiertes Verfahren wird dem kräftigen und köstlichen Malz das Kaffee-Aroma imprägniert vermittelst eines würzigen und gänzlich unschädlichen Extraktes aus dem Fruchtfleisch der Kaffeekirsche. Zu diesem Vorzuge gesellt sich noch die ausgezeichnete, mild anregende Wirkung, die Kathreiners Malzkaffee auf Nerven und Verdauungs-Organe ausübt, ohne die geringsten schädlichen, unliebsamen Folgen nach sich zu ziehen. Und schließlich muß der Umstand entscheidend in die Wagschale fallen, daß Kathreiners Malzkaffee in immer gleichmäßiger Güte auf den Markt kommt, weil er nur aus edelstem und bestem Rohmaterial fabriziert wird. Er bietet die vollständige Garantie unbedingter Reinheit und stets gleichmäßiger Qualität, was durch zahlreiche übereinstimmende Gutachten fachmännischer Autoritäten außer Zweifel gestellt ist. Diese Tatsachen beweisen, daß Kathreiners Malzkaffee eine der nützlichsten und für das Volk segensreichsten Errungenschaften bedeutet, welche die moderne Ernährungs-Hygiene zu verzeichnen hat und daß er speziell als Frühstücks-Getränk seinesgleichen nicht findet.

Man breche doch endlich mit der alten, eingefleischten Unsitte, den Tag gleich mit dem Genusse eines unter Umständen gefährlichen und heimtückischen Giftes zu beginnen, gleich früh morgens ein nervenfeindliches Narkotikum, wie es das im Kaffee und im Tee enthaltene Koffein ist, zu genießen. Man bekehre sich zum Malzkaffee, man mache Kathreiners Malzkaffee zum ständigen Frühstücks-Getränk und die heilsame Wirkung auf Magen, Herz und Nerven wird sich in kurzer Zeit schon erfreulich geltend machen.